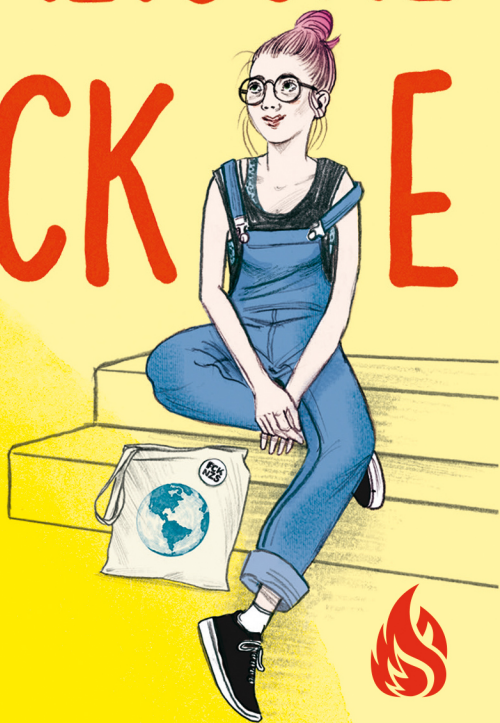




MEIN LEBEN ALS

LEXIKALISCHE LÜCKE

KYRA GROH



SOBREMESA

Substantiv, spanisch: die Zeit nach einer gemeinsam eingenommenen Mahlzeit, in der man noch zusammensitzt und sich unterhält

BENNI

Als ich am Morgen des 1. September aus der Trambahn aussteige, bin ich mir nur weniger Dinge in meinem Leben zu einhundert Prozent gewiss. Gewissheit Nummer eins: Mein Name ist Benjamin Wecker, aber alle nennen mich Benni. Das muss sich ändern, weswegen ich mich, beginnend mit heute, nicht mehr als Benni vorstellen werde. Gewissheit Nummer zwei: Ich sehe mit meiner neuen Brille bestimmt aus wie jemand, der sich viel zu viel Mühe gibt. Gewissheit Nummer drei: Ich hätte nicht zu diesem angesagten Optiker gehen sollen. Angesagte Dinge wirken an mir einfach nicht angesagt, was daran liegt, dass alles an mir mehr oder weniger unmöglich ist. Aber irgendwie hat mich – und das wäre dann wohl Gewissheit Nummer vier – urplötzlich der Drang gepackt, etwas an mir zu verändern, um für den ersten Tag im neuen Job besser gerüstet zu sein. Also musste mein in die Jahre gekommenes Drahtgestell dran glauben. Die neue Brille habe ich für eine echt gute Idee gehalten, bis meine Mutter mich gefragt hat, ob mein Modevorbild Erich Honecker sei.

Aus irgendeinem Grund bin ich mir – fünftens – auch noch ziemlich gewiss, wie das Vaterunser geht. Seit ich aus dem Haus gegangen bin, schwirren mir die religiösen Zeilen im Kopf herum, die ich quasi aufsagen kann, seit meine Mutter mit mir den Kreißaal verlassen hat. *Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein ... bla, bla, bla.* Ich habe oft Ohrwürmer von Worten, Sätzen, Zitaten und ganzen Gedichten. Doch dass ich ausgerechnet heute, wo ich mein Praktikum an einem Ort der Wissenschaft antrete, einen vom Vaterunser habe, ist wirklich äußerst unpassend. Geheiligt werde dein Name? Wohl eher: Geheiligt werde das Penicillin. Amen.

Während der Fahrt in der Straßenbahn habe ich eine Liste in mein schwarzes Notizbuch geschrieben. Darauf steht, vor der Öffentlichkeit sicher versteckt zwischen zwei ledernen Buchdeckeln:

1. Das Praktikum wird großartig.
2. Medizin zu studieren, ist mein Traum, mein ganz persönlicher Traum. Es hat nichts mit meinem Vater zu tun, definitiv nicht.
3. Der Uni in Groningen eine vorläufige Absage zu erteilen, war die richtige Entscheidung.
4. Mama wird es gut gehen.
5. Es wird leicht sein, im Krankenhaus Anschluss zu finden.
6. Keiner wird mich für einen Nerd halten. Oder für Erich Honecker.
7. Ich werde Leute finden, mit denen ich die Mittagspause verbringen kann.
8. Mama wird es *definitiv* gut gehen.

9. Niemand wird mich wegen der Brille aufziehen.
10. Es ist nicht wichtig, wie ich aussehe.

Wenn ich ehrlich bin, könnte dies genauso gut eine Liste all der Dinge sein, der ich mir *nicht* gewiss bin. Aber darüber muss ich mir ein andermal den Kopf zerbrechen. »Ein andermal« ist zu einer inflationär gebrauchten Floskel in meinem Sprachgebrauch geworden. Seit ich vor drei Monaten die Schule beendet habe, verschiebe ich ständig irgendwelche Entscheidungen auf »ein andermal«. Wo ich studieren werde. Wer ich sein will. Wann ich erwachsen werde.

»Kannst du mal weitergehen!«, schnaubt ein Typ mir zu.

Ich stehe mitten auf dem Gehweg vor dem Haupteingang zum Krankenhaus und bin in eine Art Trance verfallen.

»Oh, Verzeihung«, entschuldige ich mich und gehe einen Schritt zur Seite.

»Oh, Verzeihung«, öffnet mich der Typ leise nach und im Vorbeigehen nennt er mich noch einen Penner. Ich ziehe entnervt einen Mundwinkel zur Seite. Nett sein fällt den meisten Menschen in etwa so schwer wie mir soziale Interaktionen. Die Tatsache, dass ich aber wenigstens in der Lage bin, höflich zu sein, gibt mir den entscheidenden Ansporn. Ich hake meine Daumen unter den Trägern meines Rucksacks ein und steige die Treppe zum Haupteingang empor.

Jetzt stell dich nicht so an und geh da einfach rein!

Meine innere Stimme hat es sich angewöhnt, in einem ziemlich ruppigen Ton zu mir zu sprechen. Aber vermutlich hat sie recht. Was ist schon dabei? Ich gehe einfach an den Empfang und stelle mich vor. Einfach hingehen und vorstellen.

Einfach ... Mehr denn je hasse ich den Umstand, dass man das Wort »einfach« im Deutschen sowohl als unterstützende Partikel als auch als Synonym zu »leicht« verwenden kann. Die meisten Angelegenheiten, denen man sich *einfach* stellen muss, sind nämlich alles andere als leicht.

Als sich die Glastüren hinter mir schließen, nebelt mich der typische Krankenhausgeruch ein, den viele Menschen so hassen. Ich mag ihn eigentlich. Vermutlich, weil ich keinerlei negative Assoziationen mit ihm verbinde. Wenn der Geruch nach Desinfektionsmitteln in meine Nase dringt, erinnert sich mein Gehirn nicht an einen Verwandten, den ich in einer solchen Umgebung verloren habe, und auch nicht an eine Blinddarm-OP, die ich in meiner Kindheit hatte. Ich war immer ein kerngesunder Junge. Das sagt meine Mutter bis heute und vermutlich wird sie es noch sagen, wenn ich einundfünfzig bin. *Mein kerngesunder Junge.*

Für diesen kerngesunden Jungen riecht es hier einfach nach Zukunft.

Nach der richtigen Entscheidung.

Nach Erwachsenwerden.

Die Frau am Empfang sitzt hinter einem kleinen Fenster, das sie öffnen muss, um mit jemandem zu sprechen. Sie sieht mich mit skeptischen Augen an. Was erwartet sie? Dass ich brülle »Schnell! Ein Arzt! Ich wurde angeschossen!«?

Ich harre einige Sekunden aus, erwarte, dass sie mich fragt, wie sie mir helfen kann. Doch sie fragt nicht. Sie kommt mir keinen Schritt entgegen, ich muss es wohl *einfach* allein hinkriegen.

»Äh ... hallo, guten Morgen. Ich bin Benjamin Wecker, ich bin wegen meines studienvorbereitenden Praktikums hier?«

Ich ärgere mich, dass ich am Ende des Satzes mit der Stimme hochgegangen bin, so als wäre ich mir selbst nicht sicher.

»Zweites OG, ins Personalbüro.« Sie streckt eine Hand durch das Fenster und zeigt mit einem Kugelschreiber auf einen einlaminieren Plan des Krankenhauses, der auf der schmalen Ablage des Empfangstresens aufgestellt ist. »Diesen Aufzug nehmen, zwei drücken, den Gang durch, dann links an der Inneren vorbei, ganz hinten. Ist ausgeschildert.« Sie sagt es mit der monotonen Stimme einer Frau, die in ihrem Leben schon viele Wege erklärt hat und es allmählich leid ist.

»Okay«, sage ich und füge mit einem Blick auf ihr Namensschild hinzu, »ich danke Ihnen, Frau Wrobel.«

Sie schaut jetzt noch argwöhnischer drein, zieht eine Augenbraue hoch und murmelt: »Na, da nicht für, Herr Praktikant.« Ich entschlöße mich, dieser Spitze keine Beachtung zu schenken, und folge ihrer Wegbeschreibung.

Das Personalbüro ist leicht zu finden. Und auch wenn ich am liebsten schreiend davonlaufen würde, klopfe ich ohne Zögern an die geschlossene Tür und werde hereingerufen. Die Personalerin, die mich begrüßt, ist zu meiner Überraschung nur ein paar Jahre älter als ich. Maximal zweiundzwanzig. »Wollen wir einfach Du sagen? Ich bin die Rebecca, duale Studentin hier.«

Ihre unerwartete Freundlichkeit entlockt mir das erste Lächeln des Tages.

»Ja, gern«, erwidere ich. »Ich bin Benni.«

»Hi, Benni, na, dann erkläre ich dir mal alles.«

Erst als sie meinen Namen wiederholt, fällt mir auf, dass ich mich schon wieder mit dem kindischen Kosenamen vorgestellt habe, den ich endlich loswerden wollte.

Na, das fängt ja toll an, Bennilein, du kerngesunder Junge.

JULE

»Julia, nu nimm doch mal diesen bescheuerten Kasten weg!«

Wirklich nur meine Mutter nennt ein Handy noch einen Kasten. So als wäre es eine brandneue Erfindung. Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie niemals Zugang zu Geräten gefunden hat, die ohne Kabel funktionieren. Sie liebt es, Predigten darüber zu halten, wie abhängig wir doch alle von *diesem Kasten* sind. Früher hätte es so was nicht gegeben, bla bla. Wenn es eines gibt, über das in diesem Haus wirklich viel zu viel geredet wird, dann ist es, wie viel besser »früher« alles war. Je nach Thematik kann sich dieses früher vor einem Jahrhundert, einer Dekade oder letzte Woche abgespielt haben. Hauptsache, es liegt in der Vergangenheit.

Ich schiele kurz über den Rand meines iPhones zu ihr rüber. Sie sitzt mir am runden Esstisch gegenüber und sieht mich vorwurfsvoll an. So sollte sie Papa ansehen, wenn er mal wieder an seinem Tablet rumdaddelt. Aber ich verstehe schon: Das läuft unter dem Label »Das ist etwas ganz anderes«.

Ich betrachte noch einmal kurz die »Profil Bearbeiten«-Oberfläche meiner Instagram-Seite und lese zum hundertsten Mal die Worte, die ich eben im Badezimmer für meine Bio ausgewählt habe:

JULE. 16.

FEMINIST. ACTIVIST. VEGAN.

Das bin ich. Oder? Das passt doch ziemlich gut zu mir. Oder? Was, wenn es jemand bescheuert findet? Was, wenn meine Eltern das irgendwann lesen und mich fragen, ob ich noch alle Tassen im Schrank habe? Feministinnen – für meinen Vater sind das Frauen, die keinen Typen abbekommen haben, weil sie sich weigern, ihre Beine zu rasieren. Von seiner Meinung über pflanzliche Ernährung will ich gar nicht erst anfangen.

Mit einem mulmigen Gefühl irgendwo zwischen Brust und Bauchnabel ergänze ich noch das Blatt-Emoji, das die vegane Szene als Erkennungszeichen nutzt, und klicke kurz entschlossen auf »Speichern«. Mein Herz flattert ein bisschen. Ich weiß, dass das total bescheuert ist. Es ist ja nur meine belanglose Selbstdarstellung auf einer Plattform, auf der eh fast alles Fake ist. Vielleicht ist es aber auch deswegen so wichtig. Weil ich nicht mehr Fake sein will. Weil ich zu dem stehen möchte, was mir wichtig ist. »Stell dir vor, jemand klickt auf dein Profil und etwas, das du dort geschrieben hast, inspiriert sie oder ihn dazu, die Welt ein kleines bisschen besser zu machen.« Diese Worte hat Zeynep Aydin, die Umweltaktivistin, die meine beste Freundin Kris und ich lieben, gestern in ihrer Instagram-Story geteilt. Das hat etwas in mir ausgelöst. Es war spät, als ich die Story geschaut habe, fast schon halb zwei, aber als ich einen Screenshot davon an Kris geschickt habe, hat sie sofort geantwortet: »Sie hat recht. Wir müssen auch sichtbarer werden.«

Sichtbar. Dieses Wort erschien mir zunächst furchtbar befremdlich. Weil es in meinem Wortschatz bisher nicht gebraucht wurde. Ich benutze immer nur das Gegenteil, *unsichtbar*. Und vielleicht ist genau das das Problem: Zu viele Menschen denken, sie seien unsichtbar.

Eine halbe Stunde lang habe ich darüber nachgedacht, was

es bedeutet, *sichtbar* zu sein, und mit jeder Minute schwill das Wort in meinem Kopf an, entfaltet seine Bedeutung und wurde so viel mehr als nur ein Gegenteilwort. Also habe ich noch einmal mein Nachtlicht angeschaltet, einen Kugelschreiber gezückt und es der langen Liste an deutschen Worten hinzugefügt, deren Sinn mehr wird, wenn man darüber nachdenkt. Direkt unter: *überwältigend, Erinnerungskultur* und *toll*. Mein Notizbuch ist voll von solchen Begriffen.

Es fühlt sich aufregend, gut und besorgniserregend an, meine Ideale öffentlich und mich damit auch angreifbar zu machen. Aber vermutlich ist das die Lehrbuchdefinition von Sichtbarkeit.

»Julia, jetzt leg das Ding weg und ess.«

Leg das Ding weg und iss, will ein kleiner Teil von mir korrigieren. Aber meine Eltern mögen es überhaupt nicht, wenn ich sie verbessere. Wenn ich »klugscheiße« – wie sie es nennen. Also habe ich das schon lange aufgegeben.

Mein Vater guckt mich nicht an, als er sein Machtwort spricht, er hat sein Gesicht nämlich selbst hinter einem *Ding* versteckt. Einer großen, bunt bedruckten Tageszeitung, mit rot unterstrichenen Headlines in Fettschrift, dazu Bilder, auf denen täglich Autocrashes, dubiose Typen oder halb nackte Frauen zu sehen sind. Ich hasse dieses Blatt so sehr, auch wenn heute kein menschenfeindlicher Aufmacher auf dem Titel prangt. Eine bekannte Schauspielerin ist gestorben und Fotos von ihr nehmen fast die komplette Seite ein. In der Überschrift steht etwas von »großem Verlust« und ich muss unwillkürlich schnauben. Hätte es gestern Nacht irgendwo einen Zwischenfall gegeben, in den ein Mann mit einem nicht urdeutschen Vornamen involviert gewesen wäre, dann hätte

der große Verlust dieser Prominenten das Schmierblatt herzlich wenig gekümmert. Man hätte sie auf Seite vier oder fünf verbannt und stattdessen das unverpixelte Gesicht des Mannes auf der Titelseite veröffentlicht.

Als ich nicht reagiere, knickt mein Vater das Papier routiniert mit einem Ruck seiner Handgelenke ein und sieht mich darüber hinweg vorwurfsvoll an. »Ich habe gesagt, du sollst es weglegen und essen.«

Ich will widersprechen, zu meinen Idealen stehen, ihn darauf hinweisen, dass er diese Dreckschleuder von einer Tageszeitung nicht unterstützen sollte. Doch stattdessen gebe ich klein bei. Ich platziere das Handy mit dem Display nach oben neben meinem kitschig bedruckten Frühstücksbrett (»Lächle und der Tag gehört dir!«) und starre auf das Menü vor mir. Es gibt hellrosa Mortadella, rosa gefleckte Jagdwurst und dunkelrosa Salami. Auf allen Plastikverpackungen prangt das Logo vom Discounter. Daneben Butter, Nutella und Toastscheiben, die für meinen Geschmack zu dunkel geraten sind. Mit einem gekünstelten Lächeln greife ich nach dem am wenigsten verkohlten Toast und beiße eine Ecke ab.

Mein Vater zuckt mit dem Kopf und fragt: »Sind wir hier bei armen Leuten, oder was?«

»Ich mag diese Sachen nicht.« Ein kaum merkliches Nicken zur Vollversammlung aus rosa Fleischabfall, Kuhmilch und Palmfett.

»Und wieso nicht, Miss Etepetete?«

Sag es! Sei sichtbar, Jule, sag es!

Ich zögere eine Sekunde, ringe mit mir, denke an Kris und Zeynep Aydin und meine Instagram-Bio, doch dann sage ich einfach nur: »Gerade keine Lust.«

Mein Vater schnaubt und verkriecht sich hinter dem Blatt.
»Sandra, mach mal noch Kaffee.«

Er soll ihn sich gefälligst selber machen! Sag es ihm, Jule!

Aber ehe ich den Mut finde, meinen Vater darauf hinzuweisen, dass Mama nicht seine Dienstmagd ist, ist sie schon aufgesprungen, um ein Pad in die Maschine zu legen und ihm einen zweiten Kaffee zuzubereiten. Er hätte dazu nicht mal aufstehen müssen! Unsere Küche ist so klein und vollgestopft, dass er das Knöpfchen für »Große Tasse« ohne Weiteres erreichen könnte. Aber es geht auch nicht darum, ob er an die Maschine herankommt. Es geht darum, die Fronten zu klären. Er muss gleich zur Arbeit, meine Mutter macht den Kaffee, so ist der Deal.

Mir ist wieder einmal der Appetit vergangen. Selbst wenn der trockene Toast nicht viel zu fad schmecken würde, bekäme ich in dieser Atmosphäre keinen Bissen mehr herunter.

»Pah!«, macht mein Vater plötzlich und schlägt von hinten gegen die Zeitung. »Tarek Mansour erinnert sich an seine geliebte TV-Mutter«, liest er vor. »Sie wird mir so schrecklich fehlen. Ich bin stolz, dass ich drei Jahre lang ihren Sohn spielen durfte.« Das ist der größte Schwachsinn, den ich je im Fernsehen gesehen habe, dass sie uns den Mansour als Sohn von der ... von der Dings verkaufen wollten.«

Ich kneife die Augen zusammen, weiß ganz genau, worin Papas Zorn gründet.

»Du weißt doch, wie das ist, Stefan, die wollen im Fernsehen jetzt alle immer politisch korrekt sein«, wirft Mama ein, doch in ihrem Tonfall fehlt jede Spur von echtem Aufklärungswillen. Sie macht sich lustig. Meine Eltern haben die TV-Verwandtschaft der verstorbenen Schauspielerinnen und ihres Film-

Sohns schon häufiger diskutiert. Sie sprechen sowieso ständig darüber, was wie im Fernsehen zu sehen ist. Eigentlich ist das auch kein Wunder. Fernsehen ist praktisch das einzige gemeinsame Hobby, das meine Eltern haben.

Mein Vater schnaubt noch einmal laut seine Missbilligung darüber hinaus, dass der Sohn der berühmten deutschen Schauspielerinnen nicht von einem Hans Müller oder Daniel Bauer gemimt wird, und nimmt dann die neue Tasse Kaffee entgegen. Ich würde ihm gern sagen, dass das Getränk, das er da zu sich nimmt, im Gegensatz zu Tarek Mansour keineswegs aus Deutschland kommt und er damit doch auch kein Problem hat. Aber ich weiß schon, dass er dann sagen würde, dass das »was anderes ist«.

BENNI

Rebecca ist außerordentlich nett. Zwar nennt sie mich jetzt Benni, aber das habe ich mir selbst eingebrockt. Ich werde noch als Benni vor den Traualtar treten und auf meiner Todesanzeige wird ebenfalls dieser Name stehen. Und wahrscheinlich werde ich auch niemals aufhören, mein Leben in christliche Sakramente zu unterteilen, obwohl ich überhaupt nicht mehr an Gott, geschweige denn an die katholische Kirche glaube. Kann ich eigentlich irgendetwas durchziehen, das ich mir selbst vorgenommen habe?

Wie um mich zu erinnern, dass die Antwort auf diese rhetorische Frage »Nein« lautet, führt Rebecca mich in eine Art

Pausenraum und stellt mich vor: »Hallo, ihr Lieben, ich bringe euch den Benni vorbei.«

Der Benni, also ich, verpasst den Moment, etwas wie »Ihr könnt auch Ben zu mir sagen!« einzuwerfen, und grüßt stattdessen schüchtern: »Hallo ...« Um es noch ein bisschen unprofessioneller zu machen, bleibt mir die Hälfte dieser jämmerlichen fünf Buchstaben im Hals stecken und meine Stimme bricht.

»Der Benni ist für die nächsten sechs Monate bei uns ... sechs Monate stimmt doch, Benni, oder?«

»Ja. Stimmt.«

»Super. Also, ich übergebe dich jetzt mal dem Benil«, sie deutet auf einen Bär von einem Mann, der direkt neben uns an einem hellgrünen Tisch ein Käsebrod verspeist. Benil schaut ein wenig genervt auf und Rebecca grinst. Ich weiß sofort, dass sie jetzt einen Witz über die Kombination unserer Namen machen wird. Benni und Benil, das klingt zusammen nämlich wie das Moderatorduo einer Kinder-Quizshow.

»Benni und Benil«, gluckst sie dann auch sofort, »das passt ja super! Ihr werdet bestimmt ein Megateam.« Benil verzieht das Gesicht noch ein wenig mehr, was ihn noch genervter, noch bärenhafter und vor allem ganz und gar nicht wie einen Kindershow-Moderator aussehen lässt. Er erhebt sich ächzend von dem Stuhl, der unter seinem massigen Körper die Dimensionen eines Grundschulmöbels annimmt. Benil ist mindestens einen Meter fünfundneunzig groß und wiegt locker doppelt so viel wie ich. Viele Menschen – Männer wie Frauen – sind größer und schwerer als ich. Ich kämpfe schon immer mit meinem Gewicht. Die Tage, an denen ich über sechzig Kilo wiege, sind selten, meistens falle ich darunter. Meiner Mutter

missfällt das sehr. Oft setzt sie bei meinem Anblick ein vorwurfsvolles Gesicht auf und sagt so etwas wie: »Ich muss dich aufpäppeln, Bennilein«, und dann gibt es eine Woche hochkalorische Gerichte mit Fleisch und Fettaggen. Super.

Kaum ist Rebecca weg, wünsche ich sie mir zurück. Es war irgendwie angenehm, jemanden mit im Raum zu wissen, der genau wie ich nicht vom medizinischen Fach ist. Und der ebenfalls unter einhundert Kilo wiegt. Benils Präsenz jagt mir Angst ein. Ich komme bei diesem Typ Mann oft nicht gut an. Bei dieser Art maskulinem Homo sapiens, die von Motorrad- und Aftershavewerbung angesprochen werden soll. Wobei ich den vermutlich total netten Benil hier gerade absolut nach seinem Äußeren vorverurteile, was kein guter Schachzug von mir ist. Nur weil Benils Bartschatten darauf hindeutet, dass er die Klinge in seinem Nassrasierer etwa neunzig Mal so oft wechseln muss wie ich, heißt das noch lange nicht, dass er ein Chauvi ist. Vor allem, weil ich eh kein Maßstab in Sachen Rasierklingenverbrauch bin. Ich brauche meinen Rasierer praktisch nie und besitze nur einen, weil meine Mutter es für ein irrwitziges Geschenk zum Namenstag gehalten hat. Dass ich Geschenke zum Namenstag erhalte, ist so eine andere Sache, die mich nicht gerade zu einem Maßstab macht.

Benil schiebt sich den Rest seiner Stulle in den Mund und sagt dann knapp: »Ich hoffe, du weißt, worauf du dich hier einlässt.« Als hätte er meine Gedanken gelesen oder einen Blick in mein Notizbuch geworfen, hat er genau ins Schwarze getroffen.

Ich sage einfach nur »Ähm«, weil meine Wortgewandtheit, die mir meine Grundschullehrerin schon im Zeugnis der ersten Klasse attestierte, zurzeit anscheinend nicht abrufbar ist.

»Na, wir wer'n ja sehen.« Er geht an mir vorbei aus dem Raum, hält hinter der Tür kurz inne und betätigt den Hebel eines Desinfektionsmittelspenders, der auf Brusthöhe angebracht ist. »Kommst du jetzt oder hast du's dir doch anders überlegt?«

Ich folge ihm, reiße dabei einen Stuhl um und stolpere fast. Na, das würde noch fehlen, dass ich an meinem ersten Tag im Krankenhaus mit einem Kieferbruch selbst eingewiesen werden muss. Benil kichert, ein Geräusch, das seltsam hoch wirkt, als es aus seinem großen Körper kommt, und geht dann den Gang entlang. In Eile verlasse ich den Raum, betätige ebenfalls den Hebel, spritze mir das Desinfektionsmittel gefühlt überall hin, nur nicht in die Handinnenfläche, und imitiere dann die Art und Weise, wie Benil die Flüssigkeit verreibt. Dass ich einen Patienten mit eingeschleppten Streptokokken oder etwas Derartigem infiziere, würde mir noch fehlen.

Mit welchem Programm ich an meinem ersten Tag gerechnet habe, kann ich nicht genau sagen. Wenn ich ehrlich bin, habe ich es mir vielleicht ein bisschen wie eine Einschulungszeremonie vorgestellt. Mehrere Praktikanten, die nebeneinander aufgereiht und nacheinander zum Klassenlehrer – oder eben zum Praktikumsbeauftragten – gerufen werden, wo sie formell begrüßt und in die Arbeit eingeführt werden. Doch Benil scheint nicht der Typ für ein festliches Zeremoniell zu sein.

Für einen ausführlichen Anfängerkurs übrigens auch nicht. Sein Motto scheint eher »Learning by doing« zu sein, denn er lässt mir keine drei Minuten Zeit, um mich zu akklimatisieren. Er führt mich in einen Raum mit Spinden und fragt, ob mir jemand gesagt habe, dass ich mein eigenes Schloss mitbringen muss. Als ich verneine, seufzt er nur: »Typisch.« Ich

weiß, dass dieser Tadel nicht an mich gerichtet ist, aber es fühlt sich trotzdem so an. Er zieht eine Schublade an einem vergilbt aussehenden Aktenschrank auf und gibt mir daraus ein Vorhängeschloss, in dem ein Schlüssel steckt.

»Ausnahmsweise«, mahnt er wortkarg. »Morgen bringst du dein eigenes mit.« Erneut will ich mich nicht persönlich angegriffen fühlen, tue es aber trotzdem. Vermutlich bin ich einfach nur zu empfindlich.

»Arbeitskleidung hast du vermutlich auch keine, oder?«

Habe ich nicht. Ich erhalte auch hier eine Leihgabe und muss versprechen, mich mit eigener Pflegerkleidung einzudecken. Dann muss ich mich vor Benil umziehen und meine Straßenkleidung in den Spind packen, was mir ziemlich unangenehm ist. Nicht nur, weil ich so dünn bin, sondern auch, weil ich mich in mehr als einem Sinne unbedeckt fühle. Zunehmend kommt es mir vor, als hätte ich ein wichtiges Schreiben mit Vorabinformationen nicht erhalten. Oder als hätte ein Briefing-Meeting stattgefunden, zu dem ich nicht eingeladen wurde. Das wäre nichts Neues für mich, ich wurde in den bisherigen achtzehn Jahren meines Lebens schon zu diversen Events nicht eingeladen.

Mit der Liste an Dingen, die ich nicht mitgebracht habe (Vorhängeschloss, Arbeitskleidung, Information, Erfahrung, Hoffnung), wächst auch Benils Unmut, mich auf seinem anstehenden Rundgang mitzuschleppen. Als wir den Raum mit den Spinden verlassen, tripple ich in meiner zu großen, geliehenen Kleidung hinter ihm her und spüre förmlich seine Abneigung. Dennoch folge ich stur seinem breiten Rücken und frage mich, wie mein Dad es fände, dass ich heute hier bin.

Dieser Gedanke macht alles ein bisschen besser.